Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 68 (1988)
Heft: 3

Artikel: Vom möglichen Nutzen des Philologen
Autor: Behrmann, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164567

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Alfred Behrmann

Vom möglichen Nutzen des Philologen

Die Gestalt, in der Philologen am häufigsten auftreten, ist die des Pädagogen. Von ihm schreibt sich der Pedant her, obwohl dem Pädagogen, heutzutage, der Ruf des Pedanten weniger anhängt als einem, der historisch-kritische Ausgaben herstellt, Kommentare schreibt oder sonst den Leser, der nicht selbst Philologe ist, durch Subalternes belustigt, langweilt oder verstimmt. Der Pädagoge entwächst der philologischen Schule, die er durchläuft, in dem Mass, wie sein Umgang mit Literatur von den Bedürfnissen des neuen Berufs geprägt wird. Das gilt von allen, die das Gewerbe selbst verlassen, also nicht an Hochschulen und Forschungsstätten arbeiten, sondern als Dramaturgen, Lektoren, Redakteure, Journalisten, Kritiker oder Schriftsteller. Vielleicht, dass Übersetzer noch Philologen bleiben, wenn sie es jemals waren; die Masse des schlecht Übersetzten lässt aber annehmen, dass sie es nicht sind — in der Regel, jedenfalls keine guten.

Was das Übersetzen angeht, sind es freilich gerade die Philologen, die als notorische Versager gelten. Ihre Produkte seien blutleer, steif, ängstlich, philiströs. Die grössten Übersetzungen, die im Deutschen vorliegen, die Bibel, der Homer und Shakespeare, bestätigen diesen Gemeinplatz nicht. Luther war ein Genie, das über die Sprache kraft angeborener Begabung verfügte; Voss und Schlegel waren gebildet. Wenn alle drei auch Verse schrieben, war es doch kaum ihr Dichtertum, dem sie ihre grossen Übersetzungsleistungen verdankten; sie waren ausgezeichnete Philologen. Es soll aber hier kein Idealbild errichtet werden, dem sich leicht ein Zerrbild gegenüberstellen liesse, sondern es soll gefragt werden, ob der Philologe etwas Wünschbares leisten kann, was ohne ihn nicht oder nur unvollkommen geleistet würde. Von Editionsphilologie und anderen Tiro-Diensten sei dabei abgesehn. (Auch der Laie mag, bei ruhiger Betrachtung, zugeben, dass dergleichen seine Notwendigkeit und damit, wenn es gut getan wird, ein gewisses Verdienst hat.) Die Frage lautet, ob dem Philologen ein Wert als Mitglied der literarischen Öffentlichkeit, zumindest als lesendem und urteilendem Individuum zukommt.

Das lesende Individuum ist von eminenter Bedeutung, auch da, wo es sich nicht zu Wort meldet, sondern nur liest. Das Verlagswesen, der Buchmarkt, der ganze literarische Betrieb hängt von ihm ab. Kein Wunder, dass man es berechnet, als berechenbarer Grösse mit ihm umzugehen sucht.

Insofern es diesen Berechnungen entspricht, hängt es umgekehrt in seinem Leseverhalten vom literarischen Betrieb ab. Der Philologe als Leser dürfte sich der Steuerung durch den Betrieb viel eher entziehen als der nicht- (oder nicht mehr) philologische Leser. Sein Leseverhalten ist anders, und es liegt nahe, ihn zunächst als Lesenden zu betrachten.

I

Er liest als Spezialist. Ist Spezialistentum für die Lektüre erwünscht, idealerweise zu fordern? Ein gewisses Mass an Kennerschaft wird selbst dem Laien als hilfreich einleuchten. Literarische Gelehrsamkeit hingegen dürfte den meisten eher als Schranke erscheinen, die ein lebendiges Verhältnis zum Gelesenen erschwert. Schliesslich wird Literatur nicht für Spezialisten geschrieben, sondern für die Allgemeinheit. Das jedenfalls ist die herrschende Meinung, und selbst wo ihre Gültigkeit zweifelhaft scheint, ist Genugtuung darüber weniger zu finden als Bedauern.

Tatsache ist freilich, dass schon die Griechen das glückliche Volk nicht waren, bei dem die Dichtung, wie alles übrige, sich jedem von selber erschloss. Aus der Beliebtheit der Chorlyrik ein allgemeines Verständnis zu folgern, das ihrem dichterischen Gehalt kommensurabel war, setzt ein Volk voraus, wie es allenfalls von schwärmerischen Neuhumanisten unterstellt wird. Schon der Hellenismus brachte den Philologen hervor, der nicht nur das Handwerk der Textrezension betrieb, sondern als Erklärer, Deuter und Kritiker wirkte. Dass Boccaccio den Auftrag erhielt, die *Göttliche Komödie* in öffentlichen Vorlesungen zu erläutern (1373), macht die Schwierigkeit deutlich, die schon das Mittelalter mit Dante hatte, und Dante selbst wird gewusst haben, warum er einen Teil seiner Dichtung mit Kommentaren versah. *Don Quixote* (I: 1605, II: 1615), sagt Thomas Mann, ist ein Buch, so flach, dass das kleinste Kind es ohne Mühe durchwaten kann, und so tief zugleich, dass auch der stärkste Schwimmer alle Kraft aufbieten muss, um nicht darin zu ertrinken[1]. Mit Shakespeares Gedicht *The Phoenix and the Turtle* (1601) lassen manche jene Dichtart einsetzen, die sich auf ausgefallne Zitate, verborgne Anspielungen und sublime Dunkelheit verlegt und seit dem 19. Jahrhundert als hermetische Dichtung berühmt geworden ist. Goethe schrieb *Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des west-östlichen Diwans* (1819), der zweite Teil seines *Faust* (abgeschlossen 1831) ist der Schulfall einer erklärungsbedürftigen Dichtung, und von Hölderlin bis zu Rilke und Celan erstreckt sich die Tradition eines poetischen Sprechens, das den unvorbereiteten Leser überfordert und abweist.

Wenn der unvorbereitete Leser dennoch die Werke dunkler oder entlegner Autoren liest, so entsteht eine Lage, die nicht jedem bedenklich

erscheint, ja die manche begrüssen. Alle Lektüre sei Umdeutung, teils ins Aktuelle, teils ins Persönliche, und wenn der Leser die Dichtung allein aus dem Gefühl und auf seine besondere Art begreife, so brauche er *das* nicht erst auszuscheiden, was ihn ohnehin nicht betrifft: seine Lektüre habe den Vorzug des Unmittelbaren. Diese Auffassung herrscht an Theatern, die sich bemühen, das Alte zu entstauben und es dem Publikum durch Aktualisierung verständlich zu machen. Werktreue lehnen die Befürworter dieser Praxis ausdrücklich ab. Manche, weil sie dergleichen für chimärisch halten: das Werk als solches gebe es gar nicht; es stelle sich jeweils im Akt der Lektüre oder der Inszenierung erst her. Andre, weil sie Werktreue zwar für möglich, aber nicht für wünschbar halten: so etwas sei Sache von Seminaren, wo man literarische Archäologie und historische Rekonstruktion betreibe, fernab vom wirklichen Leben.

Der Philologe weiss, dass ein Werk, einmal geschaffen, sich nicht anders verwirklicht als im Akt seiner Aufnahme durch den Leser. Sein Ziel ist aber nicht, die Fremdheit des Werks in diesem Akt zum Verschwinden zu bringen, sondern im Gegenteil sie sichtbar zu machen. Um Aktualisierung sorgt er sich wenig. Sie ist die Bedingung, der ohnehin jeder Leser unterliegt, auch wenn er versuchen sollte, sich der Begrenzung bewusst zu werden, die seine Zeit und ihre Vorurteile ihm auferlegen. Die Aktualisierung zu forcieren, statt ihr selbst da, wo sie sich unterschwellig vollzieht, nach Möglichkeit zu begegnen, sieht er für sich keinen Anlass. Das tun die Nichtphilologen unentwegt, und der Philologe hat Grund, den meisten dieser Aktualisierungen zu misstrauen.

Unsre Zeit scheint ihm nicht gross genug, um alles Vergangne ihrem eigenen Mass zu unterwerfen. Eher scheint ihm umgekehrt, dass diese Gegenwart sich erst vor dem Vergangnen zu legitimieren hätte; wie Humboldt glaubte, von den Griechen auch nur zu sprechen müsse erst verdient sein[2]. Die Annäherung sollte erfolgen, indem die Gegenwart sich dem Vergangenen, nicht das Vergangne der Gegenwart anbequemt. Auch glaubt der Philologe, es sei ein Zeichen mangelnder intellektueller Neugier, wenn nichts berührt werden soll, dem nicht zuvor das Unvertraute so weit wie möglich genommen worden ist. Wie es von geistiger Faulheit zeugt, wenn alles in Übersetzungen gelesen werden muss, die als solche, d. h. als Träger eines Fremden und Anderen, gar nicht erscheinen dürfen.

Der Philologe liest, wo er zuständig ist, die Originale, bleibt also unabhängig von jenen Akkommodationen, die der Leser von Übersetzungen oft gar nicht wahrnimmt oder nicht einzuschätzen weiss. Wenn selbst bei philologischer Lektüre der Text sich anders verwirklicht, als vom Autor beabsichtigt, so ist's doch im eigenen, dem Kopf des Lesers und nicht des Übersetzers, wo dies geschieht. Was von der Sprache gilt, gilt ähnlich von der Intention, als deren Verwirklichung der Text sich darstellt. Man mag

den Philologen als denjenigen denken, den mancher schwierige Dichter zum idealen Leser erhebt oder bei dem er die meisten Anleihen macht, wenn er seinen idealen Leser erfindet.

Aus dem Mund eines Philologen muss diese Behauptung anmassend klingen, jedenfalls verlangt sie nach Erklärung. Denn näher scheint als idealer Leser ein anderer Dichter zu liegen, und wenn der nicht, dann ein Kritiker. Natürlich ist keine literarische Kompetenz grösser als die des Dichters. Doch der Dichter, der die Werke eines anderen Dichters liest, hat stets die eigne Arbeit im Sinn, was das Sachgerechte seiner Aufmerksamkeit einschränkt[3]. Und der Kritiker unterliegt in grösserem Mass als der Philologe dem Zwang der Aktualität. Auch wo er sich nicht als Agent des Zeitgeists empfindet, der dessen Forderungen an den Autor heranträgt, wird er das Publikum, seine Neigungen (die oft seine Schwächen sind), seine wirklichen oder vermeintlichen Bedürfnisse in Rechnung stellen, wenn er sein Urteil abgibt. Schliesslich will auch der Kritiker gelesen werden, und sein Forum ist nicht ein Kreis von Kennern, sondern die allgemeine Leserschaft. Ihm gegenüber vertritt der Philologe die Macht des Vergangenen. Er verkörpert das schlechte Gewissen des Autors, während ihn der Kritiker in dieser Hinsicht eher entlastet, indem er den Kurswert des Autors im Rahmen des Aktuellen notiert.

Aus dem Vergangnen ergeben sich Massstäbe, die oft als drückend empfunden werden und deren man sich gern entledigt, indem man sie für ungültig erklärt. Doch fällt es schwer, einen gewissenhaften Autor anzunehmen, dem diese Entlastung nicht öfter verdächtig erschiene. Ob die Bekenntnisse von Dichtern zur Ex-und-hopp-Dichtung ehrlich gemeint oder eher als Mittel der Werbung gedacht sind («Leser, verschwendet eure Zeit nicht an zeitlosen Quark: hier ist das, was euch angeht»), mag auf sich beruhen. Das Studium des Jungen Deutschland zeigt, dass dessen Beteuerungen, nur für den Tag zu schreiben, den Ehrgeiz nicht ausschlossen, in die Literaturgeschichte einzugehn, ja sogar die Anerkennung der geschmähten Väter zu finden[4].

Als gewissenhafter Autor soll hier gelten, wer für ein Publikum schreibt, das sich nichts vormachen lässt. Vom Leser, den er sich wünscht, wird der Autor eine geschulte literarische Sensibilität ebenso erwarten wie das Vermögen eines begründeten Urteils. Über beides sollte der Philologe verfügen, weil seine Arbeit ihn zwingt, diese Eigenschaften ständig zu betätigen. Anders als der Kritiker, für den das auch gilt, bewegt sich der Philologe in einem Gebiet, von dem die Gegenwartsliteratur nur einen Ausschnitt, und nicht den wichtigsten, bildet. Der Aktualist wird darin eine Beschränkung sehn, die den Philologen als Spezialisten für Gegenwartsliteratur disqualifiziert; die Mehrheit der Autoren wird sich deshalb sein Urteil über ihre Werke verbitten.

Aber wer wenn nicht der Philologe liest Celan — um ein bedeutendes Beispiel der Gegenwartsliteratur herauszugreifen — auf eine Art, die zum Verständnis dieses schwerverständlichen Dichters beiträgt? Das darum, weil Celan weder stilistisch noch im Hinblick auf den Traditionshintergrund seiner Verse ohne jenes Vertrautsein mit älterer Literatur zu fassen ist, das ausserhalb der Philologie nur selten entsteht. Ihm zumindest hätte der philologische Leser willkommen sein müssen. Auch fragt sich, ob nicht die Ablehnung dieses Lesers als Weigerung erscheinen muss, unter erschwerten Bedingungen zu schreiben. Den gewöhnlichen Leser einzunehmen ist leicht: seine Vergleichsmöglichkeiten sind beschränkt. Dem Kritiker lässt sich zur Not mit Verve imponieren, und in mageren Zeiten wird er geneigt sein, das Mässige gegenüber dem gänzlich Missratnen herauszustreichen. Man sieht es an den Preisen, die immer wieder vergeben werden, auch an den weniger Würdigen und zuletzt an den Unsäglichen. Den Philologen finden die massiven Zumutungen des Zeitgeists immun. Er weiss, dass der beliebteste Schriftsteller der Goethezeit Kotzebue war. Er kennt aus zahllosen Beispielen die Anatomie des Ruhms. Wie er weiss, dass die Entrüstung über die Gegenwart ein Topos ist und die Behauptung ihrer unüberbietbaren Schlechtigkeit von historischer Unkenntnis zeugt. Andrerseits stimmt er Seume zu, der den sauren Moralisten bei ihrer Entrüstung recht gibt, da keine Schande grösser sei als die gegenwärtige[5].

Der Wert des Philologen als vorausgesetzten Lesers liegt also darin, dass der Autor bei ihm mit grösseren Widerständen rechnen muss als bei anderen Lesern. Der Philologe weiss zum Beispiel, was ein Vers ist: nicht von irgendeiner zeitgebundenen Definition, sondern vom geschichtlichen Bestand her. Das macht ihn zu einem ungemütlichen Leser von Versen. Vor dem Publikum und selbst vor Teilen der Kritik mag der Schreiber schlechter Verse mit der Erklärung davonkommen, dass seit Whitman und dass er ja ganz bewusst und dass der Rhythmus von heute usw. Der Philologe hat Whitman gelesen und Pound und Eliot und Williams und Stevens und Cummings und Benn und viele andere, die freie, prosanahe Verse geschrieben haben. Er wird vergleichen und urteilen. Ein Lyriker, der nach einem gewissen Erfolg mit freien Versen zum erstenmal mit gebundenen auftritt, mag im Kritiker einen Leser finden, der die Bemühung honoriert. Der Philologe wird wiederum vergleichen, sagen wir mit der Art, wie Bobrowski die sapphische und alkäische Strophe behandelt hat. Er weiss auch, was ein Distichon ist, das hohe, das xenialische, das scherzhafte, und wird, wenn er missratene liest, nach einleuchtenden Gründen fragen, warum der Schreiber eine Form gewählt hat, die er frei zu behandeln vorgibt, obwohl sie ihn andrerseits behindert und zu allerlei Verrenkungen zwingt[6].

Wie er der Pfahl im Fleisch des Autors ist, ist der Philologe zugleich sein erkenntlichster Leser. Was gut geschrieben ist, erhält den Beifall der Allgemeinheit nur dann, wenn es zeitgemässe Erwartungen erfüllt. Oft scheint diese Bedingung wichtiger als die literarische Qualität, was daraus hervorgeht, dass geringere, ja minderwertige Werke den gleichen Beifall finden wie die besten, wenn sie demselben aktuellen Interesse entsprechen. Als 1819 der *West-östliche Diwan* erschien, hatte sein Autor nicht das Glück, das ihm bei *Werther* so hold war, nämlich ein zeitgenössisches Bedürfnis zu befriedigen. Der hohe dichterische Wert des Buches erweckte keine besondere Neugier; noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bedienten die Buchhändler den spärlichen Käufer mit der ersten Auflage. Man darf vermuten, dass es vorwiegend Philologen waren, die etwas so Abseitiges kauften. Der Philologe liest also, wie sein Name sagt, mit der Liebe zum Wort, ob es nun innerhalb oder ausserhalb eines gerade für wichtig oder interessant gehaltnen Zusammenhangs erscheint.

Der gewissenhafte Autor, um bei diesem Ausdruck zu bleiben, muss hoffen, dass sein Wort als das Medium erlebt wird, in dem sich der Kunstcharakter seines Werkes manifestiert. Das Wort muss, um kunsthaft zu wirken, eine Gestalt annehmen, die es ebenso vom üblichen Verständigungsmittel wie vom ausgemachten Idiotismus entfernt. Das absolut originale Gedicht, sagt Eliot, ist absolut schlecht[7]. Ein Gedicht, andrerseits, das allem Anspruch auf einen besonderen sprachlichen Status entsagte, wäre überhaupt kein Gedicht: es dürfte nicht aus Versen bestehn. Insofern es aus Versen besteht, ist es traditionell, auch wenn sich das Kunsthafte bei grosser Nähe des Ausdrucks zu Formen der Alltagsrede in das rhythmische Gliedern der Sprache zurückzieht. Auch hierfür gibt es Muster, auch dies ist habituell. Alles, vom hohen Ton, wie ihn Dichter der Gruppe 47 noch anschlagen konnten, bis zum entspannten Parlando in leichter vershafter Stilisierung, gewinnt seinen Reiz aus dem Verhältnis zur Tradition, aus dem Wechsel von Nähe und Ferne zu überlieferter Form[8]. Gerade die Neigung moderner Dichter, Traditionsbezüge mehr anzudeuten als vorzuführen, formale Verwandtschaft mit anderer Dichtung eher zu verstecken als herauszustellen, verlangt einen Leser, der solche Bezüge und solche Verwandtschaft erkennt. Dieser Leser ist der Philologe, und seinem Unmut angesichts missratener Werke entspricht sein Entzücken vor gelungenen.

II

Als Schreibender ist der Philologe in vielem nichts anderes als ein Leser, der seine Lektüre dokumentiert, wobei sein Unmut oder sein Entzücken beim Lesen nicht das sind, was den Gegenstand der Darlegung bildet. Er

schreibt, um zu erhellen, was ihm erhellungsbedürftig und erhellenswert scheint. Sein öffentlicher Nutzen liegt darin, dass er anderen Lesern das Werk in einem Licht, von einer Seite und in einem Zusammenhang zeigt, die bei naivem Lesen nicht oder nicht hinreichend deutlich werden. Der Leser, der dem Philologen bei seiner Lektüre folgt, wird die grösste Differenz zum eigenen Lesen da bemerken, wo entweder geschichtlicher Abstand, die Sprache oder literarische Tradition ein unmittelbares Verständnis erschwert. Indem er das Fremde erhellt, bewusst macht, es gleichsam stärkt, statt es zu verflüchtigen, wirkt der Philologe den Tendenzen der Aktualisierung entgegen. Es geht ihm nicht bloss um die Vermittlung (literar-)historischer Tatsachen, etwa stoff- und motivgeschichtlicher, gattungspoetischer oder theoretischer Art, die der Leser nicht kennt oder schwer in ihrer Bedeutung ermisst, also um Sachunterrichtung. Es geht ihm darum, die Individualität, zuweilen also das Unvergleichliche eines Werks oder eines Autors begreiflich zu machen. Der Leser, der dem Philologen folgt, wird Shakespeares Drama, Goethes Roman oder Mallarmés Gedicht erläutert, d. h. erhellt finden, ohne dass ihre Fremdheit, die schon bei ihrem Erscheinen unter den Zeitgenossen unübersehbar war, verblasste oder verschwände.

Der höchste philologische Dienst, der dem Leser geleistet werden kann, besteht in der Erweiterung seines Gesichtsfelds. Indem der Blick sich weitet und vertieft, wächst die Fähigkeit, in literarischen Werken Werte zu finden, die anders als durch ihre Lektüre und ihr Studium kaum noch erfahrbar sind, weil sich Verlorenes darin festhält, Alternativen, die nie ergriffen oder, einmal ergriffen, wieder aufgegeben worden sind, Fremdheiten, die absurd anmuten, weil sie unser Gefühl verstören wie der Satz «Das Leben ist der Güter höchstes nicht» oder der Umstand, den viele von Shakespeares Gestalten so bestürzend zeigen, dass es Handlungen gibt, die sich rationaler Erklärung entziehen, Menschen, die unvernünftig handeln, ohne dass sie darum untauglich würden selbst für die höchste Sympathie.

Wie historische oder philosophische Lektüre, bewirkt also das Lesen literarischer Werke eine Öffnung des zeitgenössisch verengten Bewusstseins. Darüber hinaus entwickelt es den Sinn für Kunst. Kunst versteht sich von selbst nur für den Künstler, und Benn hatte Grund zu seiner emphatischen Trennung von Kunstträgern und Kulturträgern[9]. Alle Eigenschaften eines literarischen Werks haben eher Aussicht auf Beachtung bei den Lesern als sein Kunstcharakter. Sein Medium, die Sprache, dient den verschiedensten Zwecken, und nichts ist schwieriger, als den eigenartigen Status zur Anschauung zu bringen, den sie im Zeichen der Kunst annimmt, «gesetzlichen Kalkul und sonstige Verfahrungsart» zu erhellen, «wodurch das Schöne hervorgebracht wird»[10]. Es gibt keine Institution ausser dem schreibenden Philologen, die dafür zuständig wäre, und der Autor, dem

der Kunstcharakter seines Werkes mehr gilt als dessen übrige Eigenschaften, darf zwar hoffen, von unterschiedlichen Lesern nach seiner Intention verstanden zu werden, findet aber im Philologen den einzigen, der bereit ist, sein Verständnis des Werkes öffentlich darzulegen, in Auseinandersetzung mit anderen zu erörtern und das, was er für Irrtum und Missverständnis hält, vom Werk zu entfernen. Verkannte Werke, die er für wertvoll hält (Lebender oder Toter), wird der Philologe verteidigen, berühmte, die ihm falsch oder unzulänglich gedeutet scheinen, in ein anderes Licht zu rücken suchen.

Nichts davon wird gelingen, wenn er schlecht schreibt. Wem der Umgang mit Dichtung zu keiner sprachlichen Zucht verhilft, hat allen Kredit bei den Lesern verspielt. Wer wollte die Weigerung tadeln, einem philologischen Diskurs zu folgen, dem jegliche Anmut abgeht, eine Einladung anzunehmen, die ein Ansinnen darstellt? Der Philologe, dessen Schreibart nicht taugt, die Lust des Lesers auf den behandelten Gegenstand zu schärfen, hat seinen Beruf verfehlt. Leider gibt es übergenug an schlechten Beispielen, die verschiedene Gründe haben: Vielschreiberei, den Zug ins Modische, die Neigung, sich durch abstrusen Jargon das Air einer ausserordentlichen Souveränität zu geben. Besonders anfällig für alles, was der Zeitgeist in immer schnellerem Wechsel an Sensationen bereithält, scheinen gewisse Kreise der Germanistik. Augenblicklich sind sie behext von Lacancan und Derridada[11]. Hier zeigt sich eine Tendenz, die keiner Philologie bekommt: den literarischen Gegenstand unter einem Wust von Terminologie zu begraben, die vor allem dem Lustgewinn der damit Jonglierenden dient[12]. Jede Schriftstellerei ist geeigneter, ein Bedürfnis nach Selbstverwirklichung im Schreiber zu befriedigen, als die philologische. Wenn es hier so etwas wie Anmut gibt, dann liegt sie in der Präzision, Durchsichtigkeit und Ökonomie des Ausdrucks, der sich nicht selbst zum Gegenstand der Aufmerksamkeit macht, sondern der Sache dient[13]. Die Schreibart des Philologen sollte ein Beispiel dafür sein, wie der Umgang mit literarischer Kunst den Ausdruck bildet, ohne ihn zum Surrogat für literarische Kunst zu machen.

III

Welches ist der Stand des Philologen in der literarischen Öffentlichkeit? Spielt er eine Rolle darin? Der vorherrschende Eindruck ist der, dass man ohne ihn auskommt, dass ihn niemand vermisst. Wo sich Philologen in Akademien oder andre öffentliche Einrichtungen verirren, erscheinen sie meist in der Rolle von Kritikern, suchen ihr wahres Gewerbe vergessen zu machen und sind glücklich, dass man sie duldet. Hin und wieder vermengt sich einer mit der Bühne wie Wolfgang Schadewaldt als Übersetzer oder

Hans Mayer als Dramaturg, ab und an erscheint in einem Theaterprogramm der Text eines Philologen, doch wahre Verbindung scheint die eine Seite i.a. so wenig zu suchen wie die andre. Der Philologe, erasmischen Naturells, hat keinen Drang, sich in Welthändel zu mischen. Wozu sollte er sich aufdrängen?

Als August Wilhelm Schlegel seine Shakespeare-Übersetzungen schrieb, da tat er das, als gäbe es gar kein Theater. Das Theater nahm keine Notiz von ihm, sondern spielte den Shakespeare in den Prosafassungen Wielands und Eschenburgs, sofern es nicht, was die Regel war, sich selbst aus allerlei Vorlagen seinen Text zusammenklaubte und zurechtstutzte. Was hätte das Theater auch in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts mit Versen anfangen sollen — mitten in der Hochflut der Schröder, Iffland, Kotzebue[14]? Dass Schlegels Übersetzung so vorzüglich ausfiel, hatte seinen Grund eben darin, dass die Rücksicht auf Schauspieler und Theaterpublikum ihm nicht die Arbeit verdarb. Und dass Schlegel bis heute von niemand übertroffen worden ist, rührt daher, dass alle folgenden Übersetzer — seine Modernisierer — diese Rücksicht nahmen und dadurch den Text nicht präzisierten, sondern simplifizierten[15].

Welche Bühne verfiele darauf, mit der Übersetzung eines Stücks, das sie spielen möchte, einen Philologen zu beauftragen? Ihr graut bei dem Gedanken an einen unsprechbaren, unspielbaren Text. Dies Grauen wird überboten vom Schauder des Philologen beim Gedanken an die Verhunzung und Verstümmelung seines Texts durch die Theaterbarbaren. Dem Laien wird es schwerfallen, diesen Punkt zu entscheiden. Er mag bedenken, wie wenig die Theatererfahrung der Dichter-Schauspieler Shakespeare und Molière die Bühnengewaltigen in England und Frankreich davon abhielt, Hand an deren Stücke zu legen.

Allein dass der Philologe skrupulös übersetzt, von tausend Zweifeln und Nöten geplagt, nie zufrieden, nie überzeugt, die richtige Nuance, die treffende Wendung, die einzig mögliche Kadenz gefunden zu haben, macht ihn untauglich für den normalen Betrieb: er ist zu langsam. Erhält ein Lyriker den Nobelpreis, so fände sich vielleicht ein Philologe primi ordinis, der bereit wäre, eine gewissenhafte Übersetzung von dessen Gedichten, in sorgfältiger Auswahl, mit einer Einführung oder einem Nachwort vorzulegen — in einem Jahr, wenn es gut geht. Dann ist der Nobelpreisträger vergessen, nicht mehr aktuell, der Verleger hat andere Sorgen, die Kritik, die Journale, das Publikum sind mit den neuesten Aktualitäten beschäftigt, haben alle Hände voll zu tun. Auch wird der Fall nur selten eintreten, dass ein Auftrag des Verlegers und der Wunsch des Philologen zusammentreffen. Was der Philologe übersetzen möchte, weil es ihm kostbar erscheint, lässt den Verleger kalt: es gibt keinen Markt dafür. So bleibt der Übersetzer in seinem Gehäuse, und wenn er Glück hat und die Sonne der Deut-

schen Forschungsgemeinschaft ihm huldvoll ihr Antlitz zukehrt, so schmuggelt er vielleicht als halbe Konterbande eine kleine Übersetzung in die Gruft, wo das Ergebnis gelehrter Anstrengung beigesetzt wird.

Es hilft nichts: das (Übersetzer-)Temperament, das in der literarischen Öffentlichkeit reüssiert, und das erasmische sind nicht zu versöhnen. Dankbar daher sei vermerkt, dass es Glücksfälle gibt: sorgfältige philologische Arbeiten, ohne Hast geschrieben, die dem Verlag, in dem sie erscheinen, zur Zierde gereichen, wie der jüngste deutsche James Joyce oder, früher schon, manches aus dem Prosawerk Valérys.

Und die literarische Szene, die Akademien, die Literaturgesellschaften, ihre Preise und Preisträger, die Zeitschriften, die Kritiker mit ihren Autoren, den gefeierten, anerkannten, empfohlenen, aufgemunterten, denn verrissene gibt es kaum — wie steht der Philologe dazu? Früher ging ihn dergleichen nichts an, jedenfalls nicht im Amt. Ein Autor musste tot sein, ehe sein Werk in Seminaren oder Vorlesungen behandelt wurde[16]. Heute hat ein Lehrstuhlinhaber den Forschungsschwerpunkt Günter Grass; Karin Kiwus wird von einem angesehenen Ordinarius interpretiert, und nicht nur Rühmkorf und Enzensberger, auch Friderike Roth und Ursula Krechel figurieren als Untersuchungsgegenstände germanistischer Seminare. Die Zeit scheint nahe, da ein Autor, der noch studiert, seine Seminararbeit über sich selbst schreiben kann.

Ist diese Hinwendung der Philologie zur aktuellen Literatur ein Zeichen innerer Nähe? Erwidert die Literatur diese Anteilnahme, etwa indem sie von zuständiger Seite zu hören wünscht, wie ihr Profil vor dem Hintergrund der klassischen Moderne oder andrer Epochen erscheint? Denn was im Rahmen des Aktuellen von lebenden Autoren zu halten sei, wird anderswo entschieden; ein diesbezügliches Urteil der Philologen wäre ohne Belang. Auch müsste der Philologe als Vertreter eines historischen Faches erst abtreten und zum gewöhnlichen literarischen Zeitgenossen werden, wenn ihn die Gegenwartsliteratur nur als solche interessierte. Dies wiederum könnte nicht rechtfertigen, dass die Beschäftigung damit im Seminar und nicht im Literarischen Zirkel stattfindet.

Nur also wenn er in seiner Zuständigkeit befragt würde, hätte der Philologe das Recht, sich von Amts wegen mit literarischer Aktualität zu befassen. Dass dies gewünscht wird, dass ein grösseres öffentliches Verlangen danach besteht, ist nicht zu erkennen. Alles deutet vielmehr darauf, dass der Philologe in Sachen Gegenwartsliteratur nur als Kritiker erwünscht ist, der zusammen mit anderen Kritikern den Zeitgeistkarat der Gedichte von A oder des Romans von B ermittelt und festsetzt. Alles andre erscheint als Kompetenzüberschreitung und Einmischung; denn unsere Zeit ist stolz darauf, sich reinlich von der Vergangenheit zu scheiden, die ihr als Wust aus Überlebtem und Abgetanem zutiefst widersteht. Wehe daher dem

Autor, der nicht möglichst ausschliesslich und möglichst rein den Zeitgeist verkörpert, und wohl ihm, in dem sich alles zufrieden erkennt.

In seinem Institut zu bleiben, wird dem Philologen nicht schwer. Er kämpft dort mit sogenanntem sekundären Analphabetismus, lehrt oder vielmehr bemüht sich um illiterate Studenten. Soll er öffentlich auftreten, um illiterate Dichter zu tadeln? Denn dass ein Lyriker die Grammatik nicht beherrscht, begründet keinen Ausschluss vom literarischen Markt. Den Lektor stört es nicht, den Verleger auch nicht, den Kritiker, der es anmerkt, hindert es nicht, den Gedichten ganz ernsthaft eine Rezension zu widmen [17], was Zeichen einer gewissen Schätzung ist; denn von allem, was der Kritiker mustert, gelangt nur ein Bruchteil in seine Spalten.

So hält sich der Philologe von der Kritik wie vom Theater, der Übersetzung und manchem anderen, worüber ein Urteil ihm zustünde, fern oder richtiger: er nimmt seinen Ausschluss davon in einer Mischung aus Resignation und Erleichterung hin. Die Öffentlichkeit erreicht er mittelbar, indem er Studenten ausbildet, die später ihre philologischen Künste als Lehrer oder in andern Berufen anwenden, darunter auch solchen, die das literarische Leben berühren. Als akademischer Lehrer wäre der Philologe eine eigne Betrachtung wert. Was ihn manchmal bewegt, ist die Vorstellung, wie der eine oder andere seiner Schüler, der als Student und Doktorand gewisse Grundansichten mit ihm teilte, sich ausnimmt, sagen wir — später — als Lektor in einem Verlag.

Das Abseitsstehen des Philologen im literarischen Leben ist hier erklärt worden aus seinem Naturell, seiner Skrupulosität, seiner Langsamkeit. Gibt es noch andere Gründe? Fehlt ihm vielleicht die Tugend der Annehmlichkeit und wenn schon nicht der musische Sinn, so ein Gespür für das erregend und hinreissend Neue, das Gefühl für atmosphärische Schwankungen der literarischen Wetterlage? Das wird man zugeben müssen. Er verfügt vielleicht über einen eigenen Ton; was durchdringen soll, erfordert indessen den unwiderstehlichen *Zeit-Spiegel*-Sound, und der geht ihm ab. Auch im Neuen erkennt er vielleicht das literarisch Gediegene; ob es aber den Kritikern zusagt, ob es sich durchsetzt, marktgängig wird, dafür fehlt ihm die Nase. Seinen möglichen Nutzen, der hier erwogen wird, schränkt das nicht ein. Er sollte kein Witterer unter Witterern sein, sondern, um noch einmal das Wort zu gebrauchen, der Pfahl im Fleisch, das schlechte Gewissen in einer Zeit, die von Gewissen in literarischen Dingen nicht eben gedrückt wird. Was er tun kann, um diese Aufgabe zu erfüllen, ist das, was Philologen seit jeher tun: zum Verständnis des Hervorragenden in alter und neuer Literatur durch Erläuterung beitragen. Ob er damit bewirkt, dass Hervorragendes als Vorbild und Verpflichtung erfahren wird, ist eine Frage, die seine spärlichen Leser entscheiden.

[1] Wo, ist mir entfallen und ohne Mühe im Augenblick nicht zu ermitteln. — [2] An Körner, 1. August 1795. Wilhelm von Humboldts Briefe an Christian Gottfried Körner. Hrsg. von Albert Leitzmann. Berlin 1940, S. 28. — [3] «When the critics are themselves poets, it may be suspected that they have formed their critical statements with a view to justifying their poetic practice.» T.S. Eliot: The Use of Poetry and the Use of Criticism. Studies in the Relation of Criticism to Poetry in England. London (zuerst 1933) 1955, p. 29. «My criticism has this in common with that of Ezra Pound, that its merits and limitations can be fully appreciated only when it is considered in relation to the poetry I have written myself.» T.S. Eliot: The Frontiers of Criticism (1956). In T.S.E.: On Poetry and Poets. New York 1961 (Noonday. 214), p. 117. Vgl. im letztgenannten Buch p. 3 und p. 17. — [4] Siehe Helmut Koopmann: Das Junge Deutschland. Analyse eines Selbstverständnisses. Stuttgart 1970 (= Germanist. Abhandlungen. 33), S. 43f. und Kap. V, bes. S. 137—149 (über das Verhältnis zu Goethe). — [5] Johann Gottfried Seume: Apokryphen. J.G.S.: Prosaische und poetische Werke. Th. 7. Berlin o.J., S. 142. — [6] Zu denken ist an Johannes Bobrowski. So gelungen seine reifen Oden sind, so fragwürdig erscheinen die Doppeldistichen seiner Sammlung *Literarisches Klima.* In J.B.: Gesammelte Werke. Hrsg. von Eberhard Haufe. Bd. 1. Stuttgart 1987, S. 231—253. — [7] Introduction zu Ezra Pounds *Selected Poems.* London (zuerst 1928) 1948, p. 10. — [8] In *Tradition and the Individual Talent* (1919) schreibt Eliot: [...] «we shall often find that not only the best, but the most individual parts of his [the poet's] work may be those in which the dead poets, his ancestors, assert their immortality most vigorously» (p. 14). «In a peculiar sense he will be aware [...] that he must inevitably be judged by the standard of the past. I say judged, not amputated [...]» (p. 15). Zit. nach T.S.E.: Selected Essays. London (zuerst 1932) 1953. — [9] *Soll die Dichtung das Leben bessern?* (1955). In Gottfried Benn: Gesammelte Werke. Hrsg. von Dieter Wellershoff. Bd. 1. Wiesbaden 1959, S. 586f. Vgl. auch Bd. 2, S. 410, und Bd. 4, S. 50f. und S. 162. — [10] Hölderlin: Anmerkungen zum «Oedipus». Sämtliche Werke (Grosse Stuttgarter Ausg.). Hrsg. von Friedrich Beissner. Bd. 5. Stuttgart 1952, S. 195. — [11] Vgl. Klaus Laermann: Lacancan und Derridada. Über die Frankolatrie in den Kulturwissenschaften. In: Kursbuch 84, März 1986, S. 17—33. — [12] Philologen, die sich gern mit dem Namen eines Literatur«wissenschaftlers» schmükken, beziehen ihr Ideal von Wissenschaftlichkeit mit Vorliebe aus anderen Disziplinen. Besonders beliebt ist z.Zt. die Philosophie, zumal in solchen ihrer Vertreter, die sich mit der Exegese von Literatur beschäftigen. Ein schönes Beispiel ist dies: «Die versuchsweise praktizierte Textgnosis [...] ersetzt die Konsumtionshypostasierung — Vorgabe der Nachträglichkeit der Sättigungsataraxie (‹voluptative› Erschöpfung) als Subjektivitätsautonomie (das also war es/das also bin ich) durch die reproduktiv-produktive Einlassung in den gebrochenen Produktionsgrund (Atopie der ‹Einbildungskraft› o.ä.) selber.» (Rudolf Heinz: Von der Depotenzierung der Hermeneutik und/oder der Psychopathologie. Franz Kafka: *Gespräch mit dem Beter.* In: Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse. 2/3, März 1982, S. 168). Kaum ein germanistisches Seminar, in dem sich diese Kultur nicht ausbreitet. — [13] 1920 schrieb Thomas Mann einem deutschen Gymnasiallehrer, was ihm als Ziel der Spracherziehung an den Schulen erschien: «sich in seiner Muttersprache gehörig, das heisst rein, treffend, mit einiger Unmittelbarkeit und also auch nicht ohne all und jede Anmut auszudrükken» (S. 860). Weiter heisst es: «Liebe zur Sache, Passion für die Sache, Erfülltheit von ihr ist die Quelle alles formalen Glanzes, und Sachlichkeit ist ein Begriff, von dem der Pädagoge auszugehen hat, der die Jugend eines unrhetorischen Volkes zum schönen Ausdruck zu erziehen wünscht. Es gilt dabei, das nationale Vorurteil zu brechen, dass Sachlichkeit und Schönheit einander ausschlössen, — ein Vorurteil, das auf dem Missverständnis beider Teile beruht. Denn Sachlichkeit ist nicht Lieblosigkeit und

Schönheit nicht rhetorischer Schwulst.» (S. 863). Zit. nach Th. M.: Gesammelte Werke in 13 Bdn. 2., durchges. Aufl. Bd. X. Frankfurt am Main 1974. — [14] Die Übersetzung der Prosa-*Iphigenie* in Blankverse, abgeschlossen in Rom 1786, gedruckt 1787, stiess im Weimarer Kreis zu Goethes grosser Enttäuschung auf wenig Verständnis. Zu den schwierigsten Geschäften, die das Theater ihm auferlegte, gehörte die Erziehung von Schauspielern, die es nicht gewohnt waren, Verse zu sprechen. Die Vers-*Iphigenie* wurde uraufgeführt 1802; Schlegels erste Shakespeare-Übersetzung, *Romeo und Julia,* erschien 1797. Zu dieser Zeit waren die einzigen aufgeführten deutschen Blankversdramen *Nathan der Weise* (1783) und *Don Karlos* (1787). — [15] Vgl. Ulrich Suerbaum: Der deutsche Shakespeare. Übersetzungsgeschichte und Übersetzungstheorie. In Kenneth Muir und Samuel Schoenbaum (Hrsg.): Shakespeare. Eine Einführung (A New Companion to Shakespeare Studies, dt.) Stuttgart 1972, S. 259 bis 288, bes. S. 272f. — [16] Als die Brüder Schlegel über Goethe schrieben — August Wilhelm über *Hermann und Dorothea* (1797), Friedrich über *Wilhelm Meister* (1798) — gab es noch keine akademisch verfasste Deutsche Philologie. Die Bücher der Universitätsprofessoren über Stefan George, die zu seinen Lebzeiten erschienen — das des Germanisten Friedrich Gundolf (1920) und das des Historikers Friedrich Wolters (1930) — waren Kult- und Sendungsbücher, sind also nicht mit heutigen Monographien zu vergleichen, die lebende Autoren mit dem Streben nach philologischer Sachlichkeit behandeln. — [17] Vgl. Jürgen P. Wallmann: Abziehbilder der Wirklichkeit. Neue Gedichte von Johannes Schenk (Café Americain [sic], 1985). In: Der Tagesspiegel (Berlin), 28. Juli 1985.